

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 28 (1968-1969)
Heft: 5

Artikel: Johann Gaudenz von Salis-Seewis
Autor: Schmid, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-356322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann Gaudenz von Salis-Seewis

Der hochverdiente Historiker und Jurist Peter Conradin von Planta hat als Kantonsschüler einmal Johann Gaudenz von Salis-Seewis in Chur gesehen und das Bild des «schönen Greises» nicht mehr vergessen. Salis war hoch zu Pferd in der Uniform des eidgenössischen Obersten; Alter und körperliches Leiden hatten seine Ehrfurcht gebietenden und doch milden Züge eindrucksam geprägt.

Das muß im Herbst oder Winter 1833 gewesen sein; denn an Ostern 1834 rüstete sich Planta für seine Reise nach Berlin, und da sproßte schon das Grün auf Salis' Grabhügel oben in Seewis. Er war am 29. Januar 1834, einen Monat über 71 Jahre alt, heimgegangen.

Sein Begräbnis hat Adolf Frey, immer noch der beste Salisbiograph — ein hervorragender Biograph und Meister des literarischen Porträts — eindrucksam geschildert. «Vor dem Brückerschen Hause» (dem Turmhaus in Malans), «wo er die Augen geschlossen, stellten sich so viele Männer und Frauen ein, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, daß sich niemand erinnern konnte, im Lande jemals ein so großes Leichengeleite gesehen zu haben. Und doch war das Wetter rauh und unfreundlich und der Weg weit und stellenweise beschwerlich; denn Salis hatte gewünscht, in Seewis, in der Nähe der Stammburg, bestattet

zu werden, wo so mancher seiner Ahnherren in der Gruft liegt. Die Mitglieder des Malanser Gemeinderates trugen ihn abwechselungsweise bis an die Grenze von Seewis, wo ihm nun die Vorsteher-schaft dieser Gemeinde den nämlichen Dienst erwies. Der Sturm jagte den Leidtragenden den Schnee ins Gesicht und wirbelte die Flocken um den einfachen schwarzen Sarg, den keine Blumen oder Kränze schmückten, da man diese Gabe nur Unverheirateten spendete. Wohl aber lagen der Obersthut und der Degen darauf, und im Zuge selbst sah man neben den eidgenössischen allerlei fremde Uniformen; mancher, der vordem in ausländischen Diensten gestanden, hatte den Waffenrock hervorgesucht und dem Verstorbenen zu Ehren angezogen. Denn er erschien denjenigen, die hinter seiner Hülle herschritten, nicht nur als der gefeierte Sänger und pflichtgetreue Beamte, sondern nicht minder als der tapfere Soldat, der seit den Kämpfen von 1799 der ‚General‘ hieß.»

Zu dieser schönen Schilderung sei die Ergänzung Eduard Korrodis angebracht, daß hundert Schüler der evangelischen Kantonsschule mit ihren Lehrern das Grab umstanden, darunter Röder, der erste Biograph Salis'. Dann erlaube ich mir eine kleine Korrektur anzubringen. Ich glaube, daß das ehrende Geleite in

erster Linie dem im Volk allgemein bekannten Soldaten, eben dem «General», galt, auch dem Patrioten und Beamten und ganz zuletzt noch dem Sänger. Richtig mag der Satz Freys sein, daß Bünden fühlte, was es an dem Verblichenen verloren hatte. Auch das heutige Graubünden müßte das wissen und dankbar bedenken. Darum ist dieser Aufsatz geschrieben.

Ist es nicht außerordentlich, daß der Verfasser zärtlich klingender Lieder uns zuerst als Soldat gegenübertreten soll? Es geschieht nicht allein aus historischer Treue, sondern aus Respekt und Anerkennung für all die Tapferkeit, Pflichttreue und Entsagung, welche unsere Alvordern auf Schlachtfeldern in aller Welt bewiesen und bestanden. Zum Adel gehörte der Degen, der Dienst in der Fremde. Gustav Bener hat uns erzählt, wie viele Salis aus den verschiedenen Zweigen des Salisschen Geschlechtes sich als Truppenführer auszeichneten. Daß sich freilich unser Gaudenz Salis im Soldatenrock des Auslands immer wohl fühlte, wird niemand behaupten wollen. Lyrische Gedichte schreibt man im allgemeinen nicht im Sattel des Kriegssrosses. Aus manchen Gedichten klingt das Heimweh nach versunkenen, seligen Knabentagen. —

Johann Gaudenz von Salis-Seewis, geboren im Bothmar zu Malans am 26. Dezember 1762, verbrachte eine schöne Jugendzeit im sonnigen Malans und dann wieder bei den Großeltern in Chur oder gelegentlich in Seewis. Chur war damals freilich ein kleines, graues Nest mit Mauern, Türmen und Toren, aber die Churer, vor allem der Adel, wußten sich zu vergnügen, winters mit Tanz und Schlittenfahrten, mit Einladungen zu Luckmilch oder einer Brusca, einem

Nachfest, wo man die Resten der Tafel von gestern genoß, im Sommer auf Ausflügen in der schönen Umgebung, im Herbst in den ausgedehnten Wingerten. Vom zwölften Jahre an führte Salis auf Wunsch der Eltern ein Tagebuch. Da verzeichnet er getreulich die gesellschaftlichen Freuden der adligen Jugend in Chur, Tanzen, Reiten und Jagen. Er meldet brav die Jungfrau, die ihm anvertraut war, vermerkt etwa auch «keine» oder daß er an jedem Arme eine führte. Großen Eindruck machte ihm der Tod des Fürstbischofs; er sah ihn auf dem Paradebett und wohnte der Bestattung bei. Er stieg sogar in die Gruft hinunter und erblickte dort die halbvermoderte Leiche eines Vorgängers des eben Bestatteten. Das Grab starrte ihn an mit den Schauern des großen Geheimnisses.

Das Tagebuch des Sechzehnjährigen beginnt: «Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.» Am Ostertage seines 16. Lebensjahres durfte er zum Abendmahl treten und bald darauf an die erste Landsgemeinde in Zizers reiten. Er notiert: «Es waren ziemlich Schlägereien. Der Vicari Sprecher ward von den Bauern gesteinigt.»

Zur Bildung eines Adligen jener Tage gehörte ein Aufenthalt in Frankreich oder in der welschen Schweiz und die große Tour, d. h. eine größere Reise durch Frankreich, Holland, Deutschland und die Schweiz, gewöhnlich vom Hofmeister, d. i. der Hauslehrer, begleitet. Johann Gaudenz sollte in Lausanne zum gebildeten Edelmann heranreifen. Tanz- und Fechtstunden, Mathematik, ausgedehnte Lektüre, vor allem Goethes, eine zarte Liebschaft, die ein Drama anregte, das waren die Erlebnisse, die ihn in Lausanne erfüllten. Nicht daß der Vater

Johann Ulrich (1740—1815) seinen Johann Gaudenz gezwungen hätte, Soldat zu werden. Es gab noch zwei Berufszweige, die einem Edelmann anständig waren: Politik und Kaufmannschaft. Aber der Junge fand, daß im Stande des Soldaten mehr billiger Sinn und Rechtlichkeit zu finden sei als anderswo und man darin als wahrer Christ leben und seinem Nächsten von Nutzen sein könne. Und so wurde er Soldat. Im Jahre 1779, also siebzehnjährig, trat er als Fähnrich in die Schweizergarde ein, wurde bald zum Offizier befördert und erlebte zunächst einen leichten, gut besoldeten Dienst und genoß die langen und schönen Urlaube, welche diesen Dienst unterbrachen. Es will nicht Sache dieses Aufsatzes sein, die Soldatentage Salis' in Frankreich im einzelnen zu schildern. Während der Schrecken der Französischen Revolution, als er für die Sache des Königs mit Abneigung, ja Ekel erfüllt war, bewahrte ihn ein guter Stern. Hätte man für die Bastille eine stärkere Besatzung befohlen, so wäre Salis abkommandiert worden. Am denkwürdigen 14. Juli 1789 befehligte er den Rest seiner Kompanie am Pont tournant. Aus großen Entfernungen — ich folge der Schilderung Reichards — tat man einzelne Schüsse auf seine Mannschaft. Von Zeit zu Zeit kamen Volkshaufen, die ihm zuriefen: «Die Bastille ist erstürmt!», oder sie rasselten mit großen Beuteln voll Geld und lockten die Schweizer zum Übertritt. Salis ließ das Gewehr bei Fuß nehmen und keinen Schuß erwidern. Abends bekam er den Befehl, seinen Posten einzuziehen. In einem nahen Hause waren sein Freund Joh. Caspar Schweizer und dessen Frau beschäftigt, Patronen gegen ihn für die Volkshaufen zu verfertigen.

Beim Kampf in den Tuileries rettete sich Salis dadurch das Leben, daß er am Morgen des 16. August über schriftlichen Arbeiten versäumte, mit einem Adjutanten Lafayettes zu einem Pferdekauf auszugehen, wie abgemacht war. Als er Glockensturm, Gewehrfeuer, Kanonendonner und Straßenlärm vernahm, blieb ihm nichts anderes übrig, als voll Sorge und Jammer auf seinem Zimmer zu warten. —

Er war keiner von jenen Haudegen und Raufkumpanen, von denen Baldiron gesagt haben soll, «die Pündtner sein Teufeln»; aber er hat keine Pflicht versäumt und jede Mühsal und Gefahr auf sich genommen — denn ein Salis hält sein Wort, wie er einmal stolz erklärt. Pflicht war sein kategorischer Imperativ. Die zarte Empfindsamkeit, Innerlichkeit, seine ausgebreitete, sorgfältige Bildung, gütige Menschlichkeit, seine Frömmigkeit endlich machten ihn immer und überall zum Edelmann: am Prunkhof von Versailles, im unruhigen, lasterschwülen Paris wie am Wachtfeuer im Felde. Er war, so schildert ihn Frey, der bildhübsche Gardeoffizier, hoch und schlank im Scharlach des mit Silberstickerei und silbernen Knöpfen versehenen Rockes, in schlechweißer Weste und weißen Beinkleidern, auf dem edlen Haupt mit der Adlernase die mit Silberschnüren und Quasten verzierte schwarze Bärenmütze. Frauengunst und Frauenliebe würden ihm nicht gemangelt haben. Die lebenslustige Caroline von Dacheröden schreibt 1780 aus Erfurt übermütig an Wilhelm von Humboldt: «Von meinen Liebschaften soll ich Dir erzählen? ... Eine schöne conquete ist mir diesen Winter im eigentlichen Verstand durch die Lappen gegangen, der Herr von Salis, der die schönen Verse macht. Caro-

line v. Beulwitz (geb. Lengefeld) hat versäumt, ihn mir zu schicken, elle s'en était éprise un peu elle-même. Du glaubst nicht, wie mich das geärgert hat, vor 5 und 6 Jahren habe ich mich schon in den Herrn von Salis verliebt und Verse an ihn gemacht und nun er mir so nah war, krieg ich ihn nicht zu sehen . . .»

Noch stand er bis 1793 im Dienst der Französischen Republik; denn gerecht schien ihm der Kampf für die Freiheit des Volkes. Aber er war doch froh, den Dienst quittieren zu können. Die Verhältnisse machten ein Weiterkommen im französischen Dienst unwahrscheinlich. Nach der Heimat ging seine Sehnsucht. Ja, die Heimat, das sonnige Malans, der Wald und die Wiesen, Stille, das Dorfgeläute, Einkehr! Idyll nach dem Traum des bewunderten Rousseau! Er würde in seinem stillen Zimmer im Bothmar lesen, lesen nach Herzenslust, die Korrespondenz aufnehmen mit all den Freunden und Bekannten im schönen Zürich und in Deutschland — er kannte sie seit seiner großen Urlaubsreise von 1789—1790: die Wieland, Herder, von Kalb, Schiller, Goethe; «welch reicher Himmel! Stern bei Stern!» Er würde vielleicht auch dann und wann etwas «aufsetzen». Und . . . Ursina! Ihr hatte er am 15. Oktober 1792 geschrieben: «Mein ganzes Verlangen nach meiner Heimat ist nur eine Sehnsucht — nach Ihrem Ofensteglein oder gar nach der Manschnixen Hütte, an die letzte darf ich kaum denken — denn in allem Ernst, die süße Erinnerung kann mich rühren zu Thränen der Sehnsucht. Denken Sie, wie sich das schickte — mitten im Kriegsgetümmel, unter unsern von der Sonne schwarzgebräunten Grenadieren, schnurrbärtigen Reutern und blutgierigen Volon-

taires, von denen unser Chamberri wimmelt . . .» (A. Frey).

*

Die Wünsche des Einunddreißigjährigen schienen sich jauchzend zu erfüllen: der Vater gab den Widerstand gegen eine Heirat des Sohnes mit Ursina Pestalozzi, Tochter des Obersten Pestalozzi in Malans, auf; das jahrelange Liebesleid löste sich in Glück und Freude; die schöne und seelenvolle Ursina, eine holde Mädchengestalt, «sittsam wie Veilchen und keusch wie die Viole der Nacht», wurde sein. Emil Jenal hat ein Gedicht in Hexametern «Heinrich und Mariechen» aus dem Göttinger Musenalmanach 1787 ausgegraben, ein episches Gedicht, das den Fluch der Untreue schildert und das ein schreckliches Bild entrollt, wohl um zu zeigen, wie es ginge, wenn der Verfasser dem Drängen des Vaters nachgäbe und Ursina verlasse. (Mir scheint freilich, das Gedicht sei die Druckerschwärze nicht wert.) Sodann erschienen die Gedichte in erster Auflage; «ersten Ruhmes zartes Morgenlicht» ging auf. Rasch fühlte sich Salis geborgen und lobte das häusliche Glück und stille Landleben. Es hätte wohl seinem Wesen entsprochen. Aber die Würfel lagen anders. Am Horizont der europäischen Geschichte begann das ungeheure Wetterleuchten großer Entscheidungen. In Helvetien gäerte es. In Bünden loderte es. Kampf und Unrast ging durch alle Lande. Ich glaube, daß Emil Jenal recht hat, wenn er nicht den Niedergang, sondern voll Feuer die Wiedergeburt unseres Vaterlandes in der Stille betont, das Wirken all jener hoch- und treugesinnten Männer, die den ursprünglichen Staatsgedanken der werdenden Schweiz aufleben ließen und

eine geistige und sittliche Erneuerung des Volkes anstreben, eine Einker und Umkehr von Grund auf forderten. Wer wollte sie belächeln, jene Gesinnungsfreunde, die als Helvetische Gesellschaft 1760 erstmals zu Schinznach zusammentraten und die in ihrem «Gesetz» Ziel und Zweck so bestimmten: «Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen zu stiften und zu erhalten, die Triebe zu schönen, guten und edlen Taten auszubreiten und Friede, Freiheit und Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Alter und Zeiten fortzupflanzen»? Noch einmal, wer wollte sie mitleidig belächeln: die Urs Balthasar, Hirzel, Martin Planta, Ulysses v. Salis-Marschlins, Zellweger, Rengger und wie sie alle heißen? Alle Parteischlagworte wollten sie verstummen, nur eine Partei, eine Losung gelten lassen: das Vaterland, nur einen Zweck verfolgen: das größtmögliche Volksglück. Martin Planta hatte als wertvolles Volksbildungsmittel Lieder gefordert, welche Taten und Verdienst der Vorfahren, aber auch Tüchtigkeit und Tugend des guten, zeitnahen Landmannes besingen. Der fleißige Hausvater, die gute Mutter, der züchtige Jüngling, die keusche Jungfrau sollen darin schalten und walten. Munter, geistreich und ja nicht satirisch und von dramatischer Spannung müßten sie sein und durch reizende Melodien lieblich eingehen. Und so schrieb Lavater seine «Schweizerlieder». Man vertiefte sich in die vaterländische Geschichte, erwog den Plan einer vaterländischen Akademie, dachte an nationale Schulen, einen Nationalkalender, an Förderung der Landwirtschaft. Die reiche Saat der Ideen wurde durch die einbrechenden französischen Armeen nicht erstickt.

Vielmehr wäre die große Restauration ohne die fränkische Republik gar nicht oder erst nach blutigen Bürgerkriegen gekommen. Die Schweiz war vor dem Zusammenbruch ein Gebröckel von kleinen Staaten und Völkerschaften, mehr nicht. Johann Strickler schreibt: «Eine freiwillige und friedliche Vereinigung dieser zahllosen Völkerschaften und Völkchen von entgegengesetzten Interessen, Zwecken und Denkungsart unter eine sich selbst zu gebende Konstitution, zu der geradehin nichts vorhanden war als das erste Prinzip, wäre beinahe so undenkbar als Spinozas Bildung der jetzigen Welt aus blind im Chaos herumschwimmenden Atomen. Es bedurfte einer Gottheit, welche zu diesen Atomen sprach: Es werde; und die Rolle dieser höheren Macht übernahm hier — die fränkische Republik.» Aus solcher Schau muß auch die Einstellung des in Haldenstein geschulten Laharpe und des Baslers Peter Ochs für die Helvetische Verfassung verstanden sein.

Die gärende Zeit rief auch Salis ins vordere Glied der Verantwortungsbe wußten. Er schrieb zwar keine «Schweizerlieder» wie Lavater, keine «Berufslieder» und «moralische Lieder» (wie sie in Deutschland ja auch der Pädagoge Basedow wünschte); dazu war er zu sehr wirklicher Dichter. Als erste Aufgabe betrachtete er im verelendeten, geistig stumpfen Bergland Bünden die Verbesserung des Volksschulwesens und schrieb seinen Schulplan. Er ist uns nicht sicher bekannt. Es ist vielleicht so, wie Friedrich Pieth annimmt, daß er im Projekt aufging, das, verschiedene Vorschläge zusammenfassend, der Standesversammlung von 1794 eingereicht wurde. (Was ist von Johann Baptista von Tschanner, was von Salis?) Dieser Plan sah vor:



Johann Gaudenz von Salis

1. niedere Dorf- oder Gemeindeschulen;
2. politische Unterweisung und Übung für Jünglinge und Männer;
3. eine Landesschule zur Heranbildung von Lehrern, Richtern und Amtsleuten;
4. Vorschläge zur Förderung höherer Studien.

Für die Unterstufe sollte ein Buch geschaffen werden, enthaltend eine Fibel und einen Geschichtenteil mit Gebeten und vaterlandsfreudigen Lesestücklein. Ein zweites Buch würde die Kenntnisse von Verfassung und Gesetzen vermitteln; gedacht war ein staatsbürgerlicher Katechismus mit Frage und Antwort. Auch an eine kantonale Mittelschule ist gedacht und an die Erwachsenenbildung. Die kommenden Stürme deckten all diese fortschrittlichen Projekte zu.

Wie liebevoll Salis die Schul- und Erziehungsfragen überdachte, erhellt daraus, daß er auch die Mädchenerziehung nicht vergaß. An den Bestrebungen Heinrich Pestalozzis hing er «mit ganzer Seele» und war nach Kräften zu ihrer Unterstützung bereit. Er vergaß nicht, einen Freund in die Schule von Reichenau zu führen, die Johann Baptista v. Tschärner dort im Schloß hatte einrichten lassen, und wußte warmes Lob für die pädagogischen Verdienste Heinrich Zschokkes in Graubünden.

Eine weitere Sorge Salis' galt dem Bündner Militärwesen. Er schlug die Volksbewaffnung vor. Sein Projekt erlebte die offizielle Drucklegung, aber damit war die Sache erledigt. O ja, er hatte in der Fremde sein mit der Sehnsucht geschautes Land idealisiert, es mit einem Blütenkranz von Versen verherrlicht. In Tat und Wahrheit krankte es an bösen Übeln und Gebrechen. Es mottete allenthalben. Der aristokratischen Herrschaft

und Allmacht stellte sich eine wachsende Opposition entgegen, die eine Staatsreform verlangte. An der Spitze der neuen Partei, der Partei der Patrioten, stand der edelgesinnte Johann Baptista v. Tschärner. Salis trat ihr bei zum großen Verdruß des Vaters und zum Ärger der weitverzweigten Familien Salis, die vor allem das alte Regiment verkörperten, und obwohl es zunächst um die Sache der Freiheit in Europa nicht gut bestellt war. Der Französischen Republik stand ein gewaltiger Fürstenbund entgegen: Österreich, Preußen, Deutschland, England, Spanien und Piemont. Eine raffinierte gegenrevolutionäre Propaganda bearbeitete mit Erfolg die Massen. Unter den Patrioten war man uneinig. Salis gehörte dann dem «Zuzug» an, jener Kommission, bestehend aus den drei Häuptern und neun Abgeordneten der Bünde, die Maßnahmen zur Wahrung der Neutralität treffen sollte; denn im Süden und Norden rückte der Krieg näher. Auch hatte der «Zuzug» die Verhandlungen mit Napoleon wegen des Veltlins zu bestimmen. Rufer läßt Salis bei diesen Vorkommnissen den staatsmännischen Weitblick vermissen, was hier nicht im einzelnen nachgeschrieben werden soll. Freilich bezieht er ihn nicht des Verrates wie Salis' Zeitgenosse und Mitkämpfer Gaudenz Planta, den grimmen «Bär». Aber aus Kleinmut, Schwäche, Kurzsichtigkeit und Verantwortungsscheu trage er Mitschuld am Verlust des Veltlins. Die Mitglieder des «Zuzugs» wurden abgesetzt und im Frühling 1798 vor ein unparteiisches Gericht gestellt. Salis mußte 600 Taler Buße zahlen.

Inzwischen war Helvetien zusammengebrochen und wieder neu aufgerichtet worden. In Graubünden stellte sich die

Frage nach dem Anschluß. Darüber flackte der Zwist neu und heftiger auf. In der Herrschaft, Malans voran, errichtete man Freiheitsbäume und steckte helvetische Kokarden an, was die gereizte Gegenpartei zu Gewalttaten verführte. Bewaffnete Banden auf beiden Seiten traten auf. Haß um Haß, Blut um Blut. Da suchte der allgemeine Bundestag zu Ilanz um des Kaisers Schutz nach und befahl die Bewaffnung von 6000 Mann. Die Churer Patrioten, 80 Mann, darunter Salis-Seewis, protestierten in einer öffentlichen Druckschrift. Das war Öl ins Feuer. Am 2. Oktober, einem Markttag, kamen die erbosten Schanfiger in Scharen nach Chur, drangen ins Rathaus ein, beschimpften die Patrioten als Meineidige und Verräter, da das Bündner Volk Ende Juli wirklich unter äußerster Erregung in seiner Abstimmung den Anschluß abgelehnt hatte. Die Patrioten waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Sie flohen. 500 bis 600 Flüchtlinge strömten in Ragaz zusammen. Auch Salis-Seewis war darunter. Ursina, zu ihrer Mutter nach Tamins gebracht, soll nach der Familientradition sich Flüchtlingen angeschlossen haben, die den Kunkelser Paß überschritten. In Ragaz soll sie dann ihren Gatten getroffen haben. Heinrich Zschokke, damals noch Rektor der Schule im Schlosse Reichenau, wo der französische Gesandte Guyot seinen Sitz hatte, erzählt diese Ereignisse so: «Viele der achtbarsten Männer, sonst in der Volksgunst Gefeierte, waren nun vor der Wut des fanatisierten Pöbels ihres Lebens nicht mehr geborgen, waren gezwungen, als Geächtete auf Schweizerboden zu flüchten. Ich vernahm mit Erstaunen, sogar der Landespräsident von Tschärner, seiner Ämter und Würden verlustig, habe

sich über den Rhein gerettet, sogar der stille, harmlose Dichter Salis-Seewis, weil seine Überzeugung nicht im Einklang mit denen der übrigen Salis gewesen, habe, sein junges, schönes Weib am Arm, Haus und Hof verlassen müssen, sei in mond heller Nacht über die Kunkelser Alpen geflüchtet, verfolgt von bewaffneten Bauern, die ihm noch über die Grenze einen Flintenschuß nachgeschickt hätten.»

Salis hätte sich in Meilen niederlassen können, wo er zusammen mit seinen Brüdern Gubert und Herkules zwei Höfe besaß; allein die bewegte Zeit gönnte ihm die Ruhe nicht. Österreich und Rußland traten der französischen Freiheitsbewegung entgegen; die Schweiz wurde Kriegsschauplatz. Rasch entschlossen stellte sich der seit Dezember 1798 helvetisches Bürgerrecht Genießende in den Dienst der Helvetik, leitete die mühselige Organisation der helvetischen Armee, wurde 1799 Generaladjutant, später Generalstabschef und führte im Kampf gegen die Österreicher das Kommando des rechten Heerflügels. Aber die Lage der Helvetischen Republik wurde immer kritischer, die Stellung Salis' schwieriger. Hoffnungslosigkeit griff um sich. Er blieb aufrecht. Als Begleiter Massenas sah er in der ersten Schlacht bei Zürich mehr als einmal dem Tod in die Augen. Die Trennung von Ursina, die krank und unstet ihren Wohnsitz mehrmals wechseln mußte, und seine Unmöglichkeit, ihr mit den nötigen Mitteln beizustehen, erschütterten ihn. «... am Ende verkaufe ich meine Pferde und wir verbergen uns in irgend einem Dorf», schreibt er einmal verzweifelt. Rufer ist der Meinung, und er begründet sie, daß Salis der Aufgabe eines Generalstabschefs nicht gewachsen

gewesen sei. Salis selber wünschte sehnlich, der Bürde ledig zu werden; denn die gewaltigen Anforderungen gingen über seine Kraft. «Ich harre aus in einer Lage, in der ich gezwungen bin, zu gleicher Zeit die peinlichen Pflichten des Kommandanten und Generalstabschefs zu erfüllen, ohne weder das eine noch andere zu sein, alle Tage an der Spitze der Truppen auf dem Schlachtfeld, nachts auf dem Bureau, ohne den einen oder andern Anforderungen genügen zu können.» So und ähnlich ringt sich mehr als einmal seine Klage aus gepreßtem Herzen. Nicht ohne Erschütterung vernimmt man, wie er im Frühjahr 1799 in bester Gesundheit, rosig und mit wallenden braunen Locken, als Siebenunddreißiger ins Feld gezogen und wie er, nach einigen Monaten nur, zurückkehrte: ein hagerer, abgezehrter Greis, mit gebleichtem Haar; seine nahen Freunde selbst kannten ihn kaum. Was hatte ihn die unsäglichen Mühen, bösen Gefahren und zermürbenden Sorgen ertragen machen? Das Pflichtbewußtsein und der Glaube an Graubünden als künftigen Eckstein einer schweizerischen Republik! Noch besuchte er Malans nur vorübergehend; er wurde 1801 Mitglied der Helvetischen Tagsatzung und 1802 des Obersten Gerichtshofes in Bern. Aber 1803 brachte die Mediationsakte die Bestimmung, daß sich alle helvetischen Behörden aufzulösen hätten. Salis durfte heimkehren.

*

Denkt man an den zärtlichen Gatten, an den treubesorgten Vater, an einen dem trauten Familienkreis so innig Ergebenen, der mit Pestalozzis Liebe an der Wohnstube hing, dann kann man ermessen, was dem Heimgekehrten die ruhi-

gen Tage im Bothmar bedeuteten. Sie flossen ihm wie die leisen Wellen eines besonnenen, lieblich umgrünten Stromes dahin mit sorgenfreier Beschäftigung in der Landwirtschaft und mit der Erziehung seiner vier Kinder. In stillen Abendstunden las er mit Ursina Aeschylus und Sophokles. Bei aller Liebe zur Heimat sträubte er sich so lange als möglich, irgendeine Stellung anzunehmen. Das Land war noch zu sehr vom Haß der Parteien zerklüftet; man würde nicht ungestraft in öffentlichen Beamtungen und in Behörden Kultur und Veredlung zu fördern versuchen. Aber schließlich wußten ihn die Mitbürger doch einzuspannen und mit Ämtern zu beburden. Er wurde 1805 Mitglied des Großen Rates, 1806 Mitglied der Standeskommission, 1807 Bundesstatthalter, Landrichter und Oberappellationsrichter der Landschaft Maienfeld, 1808 Bundeslandammann. Selbstverständlich wurden ihm auch militärische Ämter übertragen; er wurde Oberst der Kantonsmiliz und Präsident der Militärkommission, 1818 auch eidgenössischer Oberst. Wieviel Geschäfte mag er erledigt, wieviel Aktenstaub und Ärger in dämmeriger Schreibstube geschluckt, wieviel Enttäuschungen erlebt haben! Volksgunst ist launischer als Fürstengunst. Es liegt Bitterkeit in seinen Worten, wenn er einem abgerissenen Blatte anvertraut, von allem Guten, was er besitze, sei das poetische Talent das, worauf er sich am wenigsten etwas zugute halte. Es sei Gabe des Himmels, und der Ruhm, den er dafür ernte, setze ihn in Verlegenheit. Wenn er an den Aufwand von Zeit, Kraft und reinem Streben denke, den er auf das Militärische und Bürgerliche verwendet, dann seien seine «literarischen Versuche»

mit verschwenderischem Lob, seine Anforderung für das Gute und Edle im bürgerlichen Leben, für das Gemeinwohl, mit Verkennung und Undank belohnt worden, und wörtlich: «Die Menschen berechnen das Verdienst nicht nach dem, was es kostet, sondern nach dem, was es einbringt. Doch das mag nun einmal in der Natur der Dinge liegen, daß man wenig anerkannt wird, wenn man Zeit, Kräfte und Leben der guten Sache weihet, zumal wenn diese gute Sache im Gemeinwohl liegt, und wenn man mehr für den Vortheil und die Veredlung der Menschheit und des ganzen Volkes eintritt, als für den Nutzen und sinnlichen Vortheil der Einzelnen handelt.»

Allmählich zeigten sich die Gebrechen des Alters. Vor Jahren hatte ihn das scheu gewordene Pferd abgeworfen und an die Brust geschlagen. Nun meldeten sich die Folgen. Rheumatische Schmerzen begannen ihn zu quälen. Das Augenlicht wurde schwächer. Er mußte in den warmen Heilquellen von Pfäfers Linderung oder in der milden Luft von Seewis Erholung suchen. Dort stand sein väterliches Schloß. Aber die schwere Sorge um seine kränker werdende Frau kam hinzu. Müde werden seine Schritte. Die Hände zittern. Die Tage quälen ihn mit Schmerzen, und die Nächte sind ohne Schlaf.

Am 29. Januar 1834 steht sein Herz still.

Die Trauerbotschaft geht gedämpft durch das Dorf. Der Ansager klopft von Tür zu Tür: «Der Herr General von Salis ist in die Ewigkeit hinüber.»

*

Das Erscheinen des Erstlings ist für einen jungen Dichter meist eine erre-

gende Angelegenheit, wenn er selbstkritisch und gewissenhaft ist. Es geht ihm wie Schillers Glockengießer: «Wenn der Guß mißlang?» Vielleicht hätte Salis seine Lieder, die zerstreut in Almanachen erschienen waren, denn auch gar nicht gesammelt herausgegeben. «Ach, ich bin kein Dichter», klagte er einmal Heinrich Zschokke. Seine Bescheidenheit, fast ängstliche Gewissenhaftigkeit, sein außerordentlich feines Sprachgefühl, das immer die treffende Taste anzuschlagen, immer den bezeichnendsten und wohlklingendsten Ausdruck zu wählen verlangte, machten ihm die Arbeit schwer und offenbar noch schwerer den Entschluß, an die Öffentlichkeit zu treten. Er korrigierte, feilte, änderte, schied Ungenügendes aus, bis das Gebilde blank da war, «wie aus dem Nichts geboren». Als die erste Auflage schon im Druck war, wollte er «Das Lied eines Landmanns in der Fremde» ausmerzen, um diesen Lückenbüßer, wie er sagte, nicht auf dem Gewissen zu haben. In der Tat erschienen die Gedichte zum erstenmal «gesammelt durch seinen Freund Friedrich Matthison, Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie». Was nun gesagt sein muß: Friedrich Matthison, geboren 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg, also ein Zeitgenosse und ein Salis verwandter Dichter, war und blieb dem Bündner in wolkenloser Freundschaft verbunden. Man hat ihre Lyrik gerne verglichen und Abhängigkeiten hier und dort feststellen wollen. Aber Adolf Frey, der von der Technik, von der «Mache» eines Gedichtes viel verstand und viel darüber nachsann und grübelte, schreibt: «Vielleicht kennt die Literatur keinen zweiten Fall von so überraschender Ähnlichkeit der Physiognomie zweier Dichter,

von denen doch keiner ein eigentlicher Nachahmer des andern ist, sondern jeder in seinen eigenen Schuhen steht.» Freilich erklärt er dann die Übereinstimmung so, daß beide von einem Dritten beeinflußt seien, nämlich von Hölty.

In der Frage der Übereinstimmung von Salis-Matthisons-Höltys Lyrik ist das Urteil von Johann Heinrich Voß interessant; darüber zwei Briefe Vossens an Salis von 1787 und 1788.

Johann Heinrich Voß an Salis

Eutin, den 22. September 1787

Ihre letzten Gedichte, die Sie mir für meinen Almanach geschickt haben, mein lieber Herr von Salis, machen mir Mut, Ihnen meine Meinung so aufrichtig zu sagen, wie ich's mit meinen bewährten Freunden gewohnt bin. Sie sind würdig, Hölty's Stelle einzunehmen. Aber weil Sie das sind, so bitte ich Sie, strenge gegen sich zu sein und nichts drucken zu lassen, wovon Ihnen der gute Genius zuflüstert, daß es Hölty's nicht würdig sei. Einige Ihrer Gedichte haben den selbigen Fehler, der in Hölty's Versarbeiten herrscht: zu viel Gemälde ohne festen Standpunkt. Man kann hinzusetzen und wegnehmen, ohne den Plan zu verderben. Ein solcher Plan ist eigentlich kein Plan. Dann sind einige Ihrer Gemälde in sich überladen, einige auch zu sichtbar nach andern Gemälden, besonders von Hölty, abgezeichnet. Sie haben zu viel selbständigen Geist und zu warmes Gefühl der Natur, daß solche Flecken nicht auch, ohne Erinnerung eines Freundes, allmählich verschwinden sollten. Aber ich weiß, Sie nehmen mir meinen wohlgemeinten Rath nicht übel. Ich schreibe ungern Kritiken, weil man selten Dank verdient; diesmal konnte ich nicht wi-

derstehen, so lebhaft drang die Erinnerung meines seligen Freundes auf mich ein. Und ich hoffe, daß Sie mir mit dem Dichter auch den Freund ersetzen werden.

Künftig werde ich den Almanach allein herausgeben. Ich erbitte mir Ihre Beiträge früher, damit wir uns über manches vorher besprechen können. Schreiben Sie mir doch etwas von Ihrem Leben, von Ihrer Bildung. Lesen Sie die Alten? Haben Sie literarischen Umgang? Und wie machen Sie's, Ihre Sprache nicht zu verlernen?

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit. Leben Sie wohl.

Ihr ergebenster

Voß

Eutin, den 29. September 88

Ihr Brief, mein edler Freund, hat mich mit inniger Sehnsucht erfüllt, Sie noch in diesem Leben zu sehen. (Aber hier im Norden ist es nur möglich.)

Hier haben Sie den neuen Almanach, den Dank für Ihre Beiträge. Sie scheinen mir doch näher mit Hölty verwandt, als Freund Matthisson. (Ein paar leichte Änderungen von mir.) Schicken Sie mir gleich, wie Sie etwas gemacht haben, damit ich früher mit Ihnen beraten könne. So machten wir's ehemals, Hölty und ich. Auch deswegen wünschte ich's wenn ein Lied für den Gesang darunter wäre, daß ich's dem Komponist noch früh genug senden könnte.

Dieser Winter wird mir unter lauter Kritik vergehen. Ich arbeite den Kommentar zum zweitenmal und finde, daß die Arbeit sich belohnt. Die Sorge des Almanachs übertrage ich meinen Freunden. Also lassen Sie ja keine Stunde der Muße entschlüpfen. Nach 1000 Jahren kommentiert Ihre Gedichte ein Kritiker.

Ich umarme Sie, lieber Freund! Schreiben Sie mir viel von sich, denn ich liebe Sie

Leben Sie lange, und wohl!

Der Ihrige

Voß

Die «wissenschaftliche» Gepflogenheit soll uns nicht aufhalten, die Salis verwandten Dichter mit der Laterne zu suchen. Ich folge hier Jenal, der in seinem Salisbuch von 1924 neue Sicht versucht; er stellt den Bündner Dichter mit Haller, Bodmer, Lavater zusammen und erklärt ihn aus Geschichte und Heimatscholle. Schlagen wir denn die Gedichte auf und hören, was aus ihnen klingt und singt. Die Heimat! Das Land seiner frühen Jugendzeit, das Reb- und Wiesengelände der Herrschaft, etwa noch die Narzissenflur von Seewis leuchten auf. Die Matten voll goldner Primeln, die «Silberhülle» der Fluren, Ackergold mit blitzenden Sicheln und Sensen, Busch und Baum breiten sich beglückend vor uns aus. Wie bezaubert später «der unter so sanfter Schwebung beständig in allen seinen Wandlungen gekrönte Garten» Rainer Maria Rilke. Wie entzücken Rilke die unten kerbig ausgebogenen Stiegengeländer, das Schloß mit dem Gitterkorb des Geländers, Rondell und Fontäne! Das Gerank der Rosenbüsche! Salis dagegen besingt den Röhrenbrunnen, das Dorf, besingt nicht das Adelschloß, sondern die kleine Hütte, nicht die geschorene Boskette, sondern das Birnenspalier. Er besingt die bäuerliche, die ursprüngliche Welt. Er weist den «funkelnden Ring», die «blitzende Schnalle», «Puder und Pomade» von sich. Rousseaus rettende Natur soll uns erfreuen. Freilich mit einer Fülle, die gelegentlich überbordet, mit: Kirschenblütenreisern, Anemonen, Cytisus, Nar-

zissen, Angerklée, Gras, Lotus, Geisblatt, mit Aurikeln, Maierenreischen, Tulpen. Der Zeitgenosse der hervorragenden Bündner Naturforscher Luzius Pool, Plazidus a Spescha, v. Albertini verbirgt auch seine botanischen Kenntnisse nicht und erläutert gerne in Anmerkungen seine Pflanzen. Da heißt es z. B. in einer Nachbemerkung zu «Letzter Wunsch»: «Die Silbertanne (*Pinus picea* Linn.) wird in vielen Gegenden auch Weißtanne genannt»; zu «Berenices Weihe»: «Sinnviole. La Pensée (*Viola tricolor* Linn.). Es wäre gewiß kein unverdienstliches Unternehmen, die barbarischen, geschmacklosen und oft pöbelhaften deutschen Namen der meisten Blumen, hauptsächlich zum Besten der Dichtkunst, durch edlere und wohlklingendere zu verdrängen, die zum Teil nur den griechischen, lateinischen, französischen und englischen nachgebildet werden dürften. Hierbei käme es aber, außer der Kenntnis jener Sprachen, vor allen Dingen auf Geschmack und Dichtergefühl an.»

C. F. Meyer hat sich einmal verwundert, daß der Bündner Salis «für die herrliche Wildheit seiner eigenen Gebirge» unempfänglich bleibe. Korrodi pariert mit dem Hinweis auf das «Bergreiseli», das Felsengebirge und die Gletscher in der «Elegie an mein Vaterland». Allein Sänger der Alpen war Salis tatsächlich nicht. Albrecht v. Haller war es, der in den Alexandrinern seines großen Gedichtes «Die Alpen» Blumenteppiche der Berge, Kristallminen, Wasserfall und Gipfelsicht, das himmelwogende Gebirge uns nahe brachte. Er brachte dann die Vollendung der Hochgebirgsliteratur. Und doch war Salis offenbar ein tüchtiger Bergsteiger. Einmal führte er mit Bekannten eine Bergfahrt auf die Scesaplana aus, auf

fast ungangbaren Pfaden und eine steile Felswand empor, daß selbst der berggewohnte Führer mehr als einmal in Verlegenheit geriet.

Das erste Gedicht, auf einem Urlaub in der Heimat entstanden, ist wahrscheinlich das «Herbstlied»: «Bunt sind schon die Wälder», das mit fallendem Laub, Nebel und kühlem Wind anhebt und mit Geige, Flöte und «Deutschem Ringeltanz» schließt, fünf sechszeilige Strophen mit entzückend leichtem Tanzschritt, die in großen Strichen Ernte und Erntedank malen; der Zwanzigjährige hat's geschrieben. Das Gedicht steht noch heute den Schulbüchern wohl an. Das «Lied eines Landmanns in der Fremde», das heimwehselige «Traute Heimat meiner Lieben» können die Bündner noch heute auswendig oder doch die erste Strophe davon. Es ist das Bündner Heimwehlied, wenigstens das der Deutschbündner; denn die Romanen, besonders die Engadiner, haben ihre eigenen Poeten, welche der increchantüna die Laute schlagen. Aber sind nicht die besten Salislieder Heimwehlieder, Lieder der Sehnsucht, Liebeslieder? Auf einsamem Spaziergang in der Gegend von Arras entstand die «Abendsehnsucht» («Wann der Abend sich senkt, flieh ich die laute Stadt»). Er besingt «Die Kinderzeit»: «O süße Zeit herzinniger Gefühle / der Kinderzeit! / Wie denk ich dein so gern im Weltgewühle / du süße Zeit!» Er besingt die «Wehmut», die Erinnerung, die Sehnsucht nach Mitgefühl.

Emil Jenal hat sich eifrig bemüht, die Stimmen derer zu entkräften, die Salis einen dunkelblütigen Dichter nannten. Eichendorff erschien er als melancholische Grille, für Adolf Frey ist er der schwermütige Dichter. Jenal macht gel-

tend, daß der junge Salis Tanz, Reiten, Spiel, Schlittenpartien liebte und sein ganzes reiches Leben im pulsierenden Leben stand, und er zählt auf, was an heitern Liedern und Liedstellen bei Salis zu finden ist. Warum auch diese «Ehrenrettung»? Gottfried Keller, wegen seines goldenen Humors gerühmt, schrieb einmal einem Verleger: «Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind, aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?» Gewiß hat Salis Usteris «Freut euch des Lebens» umgedichtet, aber als «Sprecher und Vorsteher der Maurerloge von Chur» für seine Brüder. Im Leben und öffentlichen Dienst ein wackerer, selbstbewußter und Gefühle und Seelenstimmung fest gebietender Mann, aber Elegiker, wenn er die Laute schlug, so hat ihn Roeder gekannt. «Dunkel birgt das Ziel von Psyches Sendung», heißt's in seinem Gedicht «Psyches Trauer» mit Recht. Für mich ist Salis' Lyrik wie von einem Lilaschleier aus Herbstzeitlosen leise überweht. Daß seine Liebeslieder diese Trauer tragen, ist begreiflich: die Geliebte, dem Vater Salis nicht willkommen, lebte fern und lebte ja auch in Betrübnis und schwankendem Hoffen. Das Gedicht «Der Herbstabend», ausdrücklich «An Sie» gerichtet: «Abendglockenhalle zittern / dumpf durch Moorgedüfte hin» halte ich für Salis' bestes und bezeichnendstes Gedicht, wundervoll gesättigt mit tiefer Stimmung, streng geschlossen im Aufbau der fünf Strophen, schön in Wort und Reim.

Von «Berenice» soll nun die Rede sein; denn unter diesem Namen geht Ursina, die Gemahlin Salis' von 1793 an, durch seine schönsten Gedichte, blond

und blauäugig. Mit einem Blumenreigen von herrlichster Anmut hat er die Geliebte bekränzt: Kirschenblütenreiser enthüllen ihr Antlitz, Dryaden lispeln, silberne Narzissen sind ihr Teppich, Angerklée küßt den Saum ihres Kleides, wenn sie durch die Fluren schreitet. In «Berenices Weihe» streuen die Grazien die Blütenknospen süßer, verschämter Huld, und auch in andern Gesängen ist sie ungenannt, aber deutlich da. Er hat nicht nur die Geliebte besungen, sondern auch die Gattin. Ich erinnere an die «Eignung an meine Gattin». Ursina verdient die Huldigung. Sie war nicht nur von Anmut und Schönheit; sie war dem Geliebten in stillem, jahrelangem Warten treu; sie blieb stark und tapfer als Gattin des im Felde Stehenden durch alle Fährnisse der Verbannungs- und Kriegsjahre hindurch und opferwillig bis ans Ende ihres über alles Geliebten. Sie überlebte ihn um nur anderthalb Jahre, Monate der Entsagung und des Leidens. Auf die Ehrentafel hervorragender Schweizerinnen gehört auch ihr Name.

Die Lobpreisung der Geliebten und Gattin gehört zur Verehrung Salis', die er als zarter innerlicher Sänger, als Minnesänger darf man mit Jenal sagen, für das Weibliche als Mysterium hatte. Der Schluß aus Goethes «Faust» orgelt mächtig auf: «Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.» Salis aber wagt in seinem Gedicht «Die stillende Mutter» den Vergleich mit der reinsten, höchsten Frau, mit der «Gebenedeiten». Ungefähr zur Zeit, da der große Lehrer Heinrich Pestalozzi der Mutter seine Lobpreisungen weihte, sang ihr unser Salis dieses schöne Lied der Dankbarkeit und Verehrung. Schön und feierlich dann das Gedicht «Bei dem Grabstein einer Wöchnerin».

Wie tief er mit seiner leiblichen Mutter verbunden war, von der er wohl seine Empfindsamkeit und Neigung zur Schwermut geerbt hatte, erfahren wir bei ihrem Tode. Er besorgte in großer Niedergeschlagenheit die letzte Nachtwache, und da sie nach heftigen Krämpfen erschöpft langsam erblaßte und verschied, brach er, dem das Herz im Leid zerrissen, in lautes Weinen aus. Dreißig Jahre später widmete er ihr einen rührenden Nachruf: «Am dreißigsten Jahrestage nach dem Tode meiner Mutter.» «Du meine Mutter einst und Mutter auch noch drüben», hebt es feierlich an. Und nun ist es Zeit, zur tiefsten Quelle von Salis' Wesen hinabzusteigen. Das ist seine Religiosität.

Korrodi sieht in ihm das Modell des «geborenen Christen». Zwar gibt es von Salis m. W. keine geistlichen Lieder. In die Kirche führt er uns nicht, so oft und gerne er sich darin erbaute. (Doch, einmal heißt es über einem Vierzeiler: «Während einer Predigt». Der Vierzeiler lautet: «Das heißt gepredigt, meiner Treu! / Kein Mensch bleibt ungerührt dabei: / Und jedes Auge schwimmt in Tränen / vom . . . Gähnen.») Soviel ist fraglos, daß der Pietismus sein ganzes Wesen durchtränkte.

Aus dem Pietismus wuchs etwa seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Bewegung der Herrnhuter heraus. Überall ließ sie ihre Boten ausschwärmen. Es bildete sich in der Schweiz ein Diasporakreis, um Montmirail in der welschen, um Basel, Bern, Zürich und Graubünden in der deutschen (und romanischen) Schweiz. 1754 predigten etwa 30 Herrnhuter «das Kreuz Christi in französischer, italienischer, romanischer und pompalusischer Sprache». Erweckte Bündner zogen in ausländische Brüder-

Ein Freundschaftslied von La Motte Fouqué.

Dieses Gedicht, in der *Alpenrose* 1824, S. 303.

3.
Ich saß in meiner einsam abgelegenen Laube
Da sank mit Lustgebot ein Held herab,
Gleich zuckende Blitze auf ein einsames Grab.
Wachtst ab ein Ordler oder ein Vagabond?

oder
Wachtst 1 - Ein Vagabond warst du, ein fromm geduckter,
Der freundlich erkundet die Gründe gab?
Ein Blatt zum Hohn der Dämonen Hölle gab?
Gibst du ein Vagabond, reich an Geist und Glut?

Der Wastfeld, der Zehnjüngling schon,
Doch nicht dein Lied, das dich zum Helden aufweckt,
Selbstsprache, seiner Seele weiser Ton.

oder
Dann Fouqué sieht.
Nur auf dein Lied im Wind der Zeit hingeworfen,
Da trägt dich edler Hauch dem Geist davon:
Mein Freundes Lied dein Glanz und dein Mollat.

2.
Du bist ein Vagabond, hast du von mir wieder
Und überflutet das alte Land und Blut!
Ergänze mir das Meiste, das ich Lieder
Du bist ein fromm, so geistig klar und gut.
Doch laß dich nicht von deiner Laube wieder
Die bei dem Helden zu finden dich nicht;
Dich ist es, der du den Helden siehst und siehst,
Den freiest du und darfst mit Zittern nicht.
Zum Lob der Dämonen die du mich der gedruckten
Zu meines Dichtung goldener Zehnjüngling,
Zieh von dem Helden den Alpenblumen hauch!
Doch was dich ganz in Hölle der Hölle Hölle
Vom Zehnjüngling, den du göttlich und menschlich
Jenseit der, der, seiner Tugend hauch.

J. G. v. Salis.

gemeinden; Johann von Albertini wurde sogar Bischof in Neuwied. Vornehme Bündner schickten ihre Kinder in die Brüderschulen von Montmirail, Neuwied, Niesky, Barby. Das Seminar Haldestein unter Planta und Neumann war ein Ausläufer des Halleschen Pietismus. Wer die ganze Bewegung kennen lernen will, mag Benedict Hartmanns Studie über Daniel Willi lesen. Es war die Eigentümlichkeit Willis, in den sechzig Jahren seines bewegten Lebens alle drei großen Stadien des Pietismus durchlaufen zu haben: das mystisch-radikale, scharf kirchen-kritische, das kirchlich-gesetzliche der Halleschen Richtung und endlich das freudige, stark gefühlbetonte der Herrnhutischen Gemeinde. Auch im Schlosse Bothmar zog der Geist der Herrnhuter ein, wie uns besonders Emil Jenal in seiner Salis-Studie von 1934 zeigt, ein herzenswarmer, lebensfrischer Geist, weich, gefühlig, zärtlich, um das ewige Leben wissend. Der Vater des Dichters war ihm zugetan, die Mutter zog Kraft daraus. Eine ihrer Töchter besuchte Montmirail. Ein Gottesdienst in Neuwied ergriff Johann Gaudenz tief; seine Hauslehrer hatten ihn in die Lehre der Herrnhuter eingeführt. Und dann Lavater, den er erstmals 1784 im Bade Pfäfers traf, begeisterte und beeinflusste ihn. Ursina aber, die über alles geliebte Berenice, war sieben Jahre in Montmirail gewesen. Genug denn, die pietistische Antithetik von Vernunft und Glauben, das wehe Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen, der Auferstehungs- und Unsterblichkeitsglauben tönen seine Lyrik oder doch den besten Teil davon; lies «Vernunft und Glaube» oder etwa die Parabel «Noahs Taube». Er ist also nicht einfach der Sänger von Grab und Tod, wie ihn viele Zeitgenos-

sen sahen. Man lese sein berühmt gewordenes Gedicht «Grab». Es heißt in der vierten Strophe: «Nur durch die dunkle Pforte / geht man der Heimat zu». Oder das «Märzlied» von 1784, «Der Gottesacker im Vorfrühling», «Blumen auf Guidos Grab», «Die Herbstnacht» usw. «Der Herbstabend», das schon erwähnte und bewunderte Lied «An Sie» schließt: «Jenseits schwindet jede Trauer; Treue wird sich wiedersehn!» Nein, Grab und Tod sind nicht Ende, sondern Durchgang, Übergang, Station der Wandlung. Roeder, der schon erwähnte Freund und erste Biograph Salis', bezeugt, «aus dem ureigenen innern Drange seines Gemüts» sei Salis' Poesie hervorgeströmt; man fühlt und hört seinen Schritt und schaut «auf Lethes leiser Welle» sein Nebelbild.

Es ist möglich, wie Benedict Hartmann meint, daß der Familienfreund Dr. Amstein, von Martin Plantas Anregung beeinflusst, Salis ermunterte, Lehrgedichte für den «Pöbel» zu schreiben. So wären z. B. das «Reiseli», «Landlied für Mädchen», Pflügerlied, Fischerlied, der «Schnittergesang» entstanden. Warum auch nicht, schrieb doch ungefähr zu jener Zeit Schiller sein großes Lehrgedicht «Das Lied von der Glocke». Die Rundetänze freilich («Lied beim Rundetanz») hat der Bündner weder in Malans noch in Seewis gesehen, obwohl sich im Gedicht «die Kette schroffer Schneegebirge malt», sondern im Waadtland, wie er selber kommentiert.

Salis' Ehrgeiz war, soweit er den Ehrgeiz wagte, ein vaterländischer Dichter zu sein. Die «Elegie an mein Vaterland» (1785 in Paris entstanden) ist ein Vaterlandslied, der Schluß wie aus Urgestein gemeißelt. Adel der Gesinnung, Mitgefühl, Schillers Pathos und Hochflug der

Gedanken zeichnen das Gedicht «An die edlen Unterdrückten» aus, worin der Glaube an den Endsieg von Recht und Freiheit den triumphierenden Schluß gibt. An Schiller erinnert auch Salis' «Andenken an die Abwesenden». Salis schätzte Schiller, den er in Jena besucht hatte, obwohl er die böse Stelle über Graubünden in den «Räubern» nicht verdaute und das «frevelnde, irreligiöse, ebenso gefährlich erscheinende» Gedicht «Die Götter Griechenlands» verabscheute.

Hier müßte ich wohl noch seinen «Fontana» erwähnen und dies und das; aber der Leser möge sich selber in die Gedichte vertiefen. Früh ist seine Harfe verstummt, sein Saitenspiel an die «Weidenzweige gehängt» — die Weide ist der Wappenbaum der Salis — er denkt vielleicht auch an den 137. Psalm, «Unsere Harfen hingen wir an die Weiden im Lande». Die Freunde vermochten die rätische Nachtigall nicht zu neuem Singen zu bewegen. Er antwortete «Wyß dem Jüngern», daß sein Sommertag bei Gewitterschwüle geschwunden und das heitere Abendrot bald erreicht sei. Und:

«Ihr edlen Sänger an der Aare Wogen,
Ihr an der Limmat und des Rheines
Strand,
Ergreift die Harfen, spannt den goldenen Bogen!»

Und:

«Die Schweizermuse hat *ein* Vaterland,
Vielleicht, daß beim Erwachen deiner Telle
Ich einst, o Freund, zum Chore mich geselle.»

*

Sein Name ging weit in seinen Tagen;
seine Gedichte hatten Echo. In Jean

Pauls «Hesperus» singt Clotilde zum Totenopfer «das himmlische Lied, um das die Verstorbene sie gebeten hatte und das ich mit unaussprechlicher Rührung gebe: «Das Grab ist tief und stille». Zu den Worten: «doch sonst an keinem Orte wohnt die ersehnte Ruh'» ruft Jean Paul aus: «O Salis! In diesem Doch sind alle unsere verwehten Seufzer, alle unsere vertrockneten Tränen und heben das steigende Herz aus seinen Wurzeln und Adern, und es will sterben.» — Schon Roeder notiert die Stelle, die ihm wohl der erfreute Dichter selber gezeigt hat. Ein Salis-Zitat aus dem «Titan» gibt Korrodi.

Vor allem sind es die Komponisten, welche die Gedichte Salis' ins Volk trugen und ihnen Dauer gaben. Die sangbaren, einfachen vier-, sechs- oder achtzeiligen Strophen mit ihrem leichten Anschlag, der natürlichen Anmut, Glätte der Form, dem leisen Klingen und ihrem reichen Stimmungsgehalt haben immer wieder die Musiker und Sänger entzückt: Reichhardt, Naegeli, Schnyder von Wartensee, Righini, Schubert. Darüber und über viel mehr hat A.-E. Cherbuliez alles Wissenswerte feinsinnig gesagt, auch die Musikliebe und das Musikverständnis von Salis schön gedeutet. Ich entnehme seinen Ausführungen einiges, das jedermann interessieren muß. Einmal: Wer ist Righini, der Komponist des «Traute Heimat meiner Lieben»? Vincenzo Righini, der Italiener, Hofopernkapellmeister und Komponist vieler Opern und von Kammer- und Kirchenmusikwerken, starb in Berlin im Jahre 1812. Von Schnyder von Wartensee erfahren wir, daß er seine Komposition «Das Grab» im Herbst 1811 Beethoven vorlegte, dem sie außerordentlich gefallen habe. Schubert, der große Lieder-

komponist, aber vertonte 14 Salislieder, verschiedene Gedichte mehrere Male, so daß Cherbuliez 19 Salis-Kompositionen von ihm kennt; «vorläufig» sagt er, da die Möglichkeit besteht, daß neue irgendwo auftauchen.

Inzwischen mögen die Schulhäuser die Salis-Lieder, die schon «wir Alten sun-gen», weiterhin erschallen lassen, damit sie nicht verwehen wie ein Lindenlaub. Ich bin beim Studium der gedruckten Quellen für den vorliegenden Aufsatz mehr als einmal dem Zitat aus Wilhelm v. Humboldt begegnet: «Reiche vergehen, aber ein guter Vers besteht.» Er besteht, solange er offene, empfängliche Herzen findet, die das Schöne als notwendiges, not-wendendes Schönes geübt und erfahren haben — und keinen Tag länger.

Im Calvenfestspiel, das den alten Churern und vielen übrigen Bündnern unvergeßlich ist, tritt auch Salis-Seewis auf, ein Sänger und Schutzgeist des Landes. Wie war es doch an jenem Pfingstmontag 1899 auf der Quader? Der Festplatz schwarz von Volk; Kopf an Kopf saßen sie da, ergriffen vom ernsten Spiel, vom vaterländischen Pathos seiner Sprache, begeistert vom Reigen der bunten Bilder, bezaubert von der großartigen Musik Barblans. Aber der Himmel düster, wolkenschwer! Nur allmählich lich-

tete sich das graue Gehänge, schimmerte Blau ins Pfingstland. Am Schlusse aber, wo der Dichter Salis die Worte rief:

«Schaut hin, noch nie sah ich so hell
sie strahlen,

Die Gottessonne, über unserm Tal!»

brach die Sonne wirklich durchs Gewölk und streute ihr Gold auf Bühne und Festplatz. Es war, als hätte der liebe Gott persönlich Regie geführt und Salis seine Huld bezeugt. In meinem «Festspiel zur Hundertfünfzigjahrfeier der Kantonsschule» ehren im ersten Bild Schulmänner den Dichter Salis, und im vierten Bild stimmen die Mädchen, das Portal des Schulgebäudes schmückend, sein «Traute Heimat meiner Lieben» an.

Nun leben wir aber in einem neuen Zeitalter, das sie stolz das technische Zeitalter nennen. Das Antlitz der Erde wandelt sich. Lärm erfüllt die Tage; Lärm erfüllt die Nächte. Wo ist die Stille, aus der das Lied steigen kann wie das Wasser in der Brunnenstube der Waldnacht? Wird es verwelken und verdorren? Ich glaube: nein! Es wird immer Menschen geben, die dem Schönen dienen und das Ewige preisen. Und das Volk wird ihnen danken und ihr Gedächtnis segnen. Auf der Ehrentafel steht für unser Bergland auch der Name Johann Gaudenz v. Salis-Seewis.